

Tracy Barone
Das wilde Leben
der Cheri Matzner

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von
Stefanie Schäfer

Diogenes

Titel der 2016 bei Lee Boudreaux Books, New York,
erschiedenen Originalausgabe: ›Happy Family‹
Copyright © 2016 by Tracy Barone
Covermotiv: Foto von Karine Laval, ›Poolscape #1‹
(Dominican Republic, 2009)
Copyright © Karine Laval

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2019
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
150/19/44/1
ISBN 978 3 257 07055 2

Für Zoë Anne

Alle glücklichen Familien gleichen einander.
Jede unglückliche Familie ist auf ihre eigene Art unglücklich.
Leo Tolstoi, »Anna Karenina«

5. August 1962

- Marilyn Monroe stirbt an Tabletten-Überdosis
- Jamaika feiert Unabhängigkeit
- Nelson Mandela wegen unerlaubten Grenzübertritts in Südafrika verhaftet
- Trenton, New Jersey: Stromausfall im St. Mercy Hospital
- Auffahrunfall an der New Jersey Turnpike: zwölf Fahrzeuge beteiligt, schlimmster Unfall in der Geschichte des Staates

TEIL I
Das Baby

Miriam

Das schwangere junge Mädchen betritt schwankend die Trenton Family Clinic. Sie sieht aus, als hätte sie das Rote Meer geteilt, um dorthin zu gelangen. Die untere Hälfte ihres Kleides ist von Fruchtwasser durchtränkt, die obere Hälfte fleckig von Schweiß. Sie steht im Wartezimmer neben dem Aufnahmeschalter, verlagert das Gewicht von einem Fuß auf den anderen und atmet schnell und stoßweise. Kein Ausweis, keine Versicherungskarte. Der gesamte Inhalt ihrer Plastikhandtasche: ein Dollar neununddreißig, eine halbe Rolle bunte Necco-Wafers, ein angekaufter Bleistift und ein Halskettenanhänger in Form einer Hand mit einem Auge in der Mitte. Das Mädchen ist sechzehn, vielleicht siebzehn, hat schneeweiße Haut und schwarzes Haar. Sie riecht nach Tabak und Kräutern, die man nicht in einem Supermarkt kaufen kann. Ein stechender Schmerz durchfährt sie, so stark, als würde ihr das Fleisch von den Knochen gerissen. »Hey!«, keucht sie und hält sich an Ablage des Schalterfensters fest. »Hey, ist da wer?«

Doch da ist keiner, jedenfalls keiner mit weißem Kittel, Häubchen oder Namensschild. Die, die da sind, sitzen oder stehen herum, pressen Handtücher auf Wunden und wirken benommen oder verängstigt. Ein älterer Mann in einem Hausmeisterkittel müht sich ab, einen dicken Kerl

zunächst von einem Stuhl zu ziehen, dann zu schieben, um ihn auf eine Liege zu bugsieren. Der Patient hat einen Schuh verloren und Blutspritzer auf der Hose. Bei einem seiner Versuche taumelt der Hausmeister gegen die Liege, so dass sie gegen eine Wand stößt.

»Schwester?«, ruft das Mädchen.

Schon an einem normalen Tag hätten sich die Krankenschwestern nicht darum gerissen, diesem Mädchen zu helfen. Sie werden ständig mit armen Kindern wie ihr konfrontiert, wobei die normalerweise nicht weiß sind, nicht in dieser Gegend. Aber dies ist kein normaler Tag. Es ist ein Arschkarten-Sonntag, an dem der größte Teil des Klinikpersonals freihat, im Kino sitzt oder die Füße ins Wasser hält, irgendwo, wo sie der Rekordhitze dieses Augusts entfliehen können. Die Krankenschwestern und der einzige Bereitschaftsarzt sind hinten im Einsatz, überrannt von Traumapatienten – Opfern einer Massenkarambolage –, die aufgrund eines Stromausfalls im St. Mercy's General Hospital hierhergebracht wurden, weil dies die einzige medizinische Einrichtung im Umkreis von vielen Meilen ist.

Das Mädchen befürchtet, ohnmächtig zu werden. Der einzige Ventilator hat längst den Geist aufgegeben; die Luft ist stickig und riecht rostig nach Blut, nach Bleichmittel und irgendwas Ekligem, das eben jemand über den ganzen Fußboden gekotzt hat. Ein junger Mann, der hier als Hilfspfleger arbeitet, schlurft mit Eimer und Mopp herbei und verteilt die Kotze, so dass sie bis kurz vor die nackten Füße des Mädchens schwappt. Sie drückt sich näher ans Fenster, gerade rechtzeitig vor der nächsten Wehe, die diesmal schmerzhafter, länger und schwerer auszuhalten ist. Die

Augen der Aushilfe huschen vom Fußboden zu dem Mädchen. Er kann die dunklen Höfe ihrer Brustwarzen durch den dünnen Stoff ihres Kleides sehen. Das Mädchen stöhnt, und der Junge senkt rasch den Blick.

»He, du!« Eine Krankenschwester, auf deren Namensschild *Syl* steht, steckt den Kopf ins Wartezimmer, deutet auf den Jungen und verschwindet dann wieder. Er blickt auf – *Wer, ich?* – und krümmt seine linke Hand unwillkürlich wie um einen imaginären Ball. Das Mädchen schließt die Augen und sieht schwebende orangefarbene und goldene Flecken.

Als die Wehe abgeebbt ist, sind die Putzhilfe und der Hausmeister fort. Sie wartet. Sie geht hin und her, hockt sich auf die Fersen, atmet und vergisst zu atmen; sie wartet auf die nächste Wehe und dann darauf, dass sie wieder vergeht. Sie wartet – es können Minuten oder auch Stunden sein –, bis sie den fleischigen Arm einer Schwester um sich spürt, die sie auf die Füße zieht. »Komm mit mir, du schaffst das alleine. Ist nur um die Ecke.«

»Nur um die Ecke« befindet sich ein großer Saal. Durch Gardinen sind die Betten voneinander abgetrennt; in jedem liegt ein »echter Notfall«, wie die Schwester betont.

»Warte hier«, sagt *Syl* und eilt davon.

Das Mädchen steht herum. Die Bewegung hat für ein paar Sekunden den Schmerz gedämpft, doch die nächste Kontraktion ist so intensiv, dass sie sich auf die Innenseite der Wange beißt, bis sie Blut schmeckt. Zwischen rauhen Atemzügen – sie hat bereits verstanden, dass es keinen Sinn hat, um Hilfe zu rufen – konzentriert sie sich auf die kleinen Tischchen vor jedem Trennvorhang. Auf den

Tischchen stehen rosafarbene, nierenförmige Tablettts mit Arzneimittelfläschchen und Tabletten in Papierbecherchen. Niemand achtet auf sie. Die Schwesternstation ist unbesetzt. Das Mädchen rückt zu einem Tisch neben dem Bett einer bewusstlosen Person mit Atemmaske über dem Gesicht. In einer raschen Bewegung greift sie nach einer Spritze und zwei Flaschen, auf deren Etikett in Schreibmaschinenschrift *Morphium* steht. Ihre Hand zittert von den Nachwirkungen der Wehen, aber sie würde sich trotzdem sofort spritzen, wenn Syl nicht jeden Moment zurückkehren könnte.

Syl war keineswegs untätig und hat eine Ecke neben den Toiletten in eine Geburtsstation verwandelt, wo eine Infusion wartet. Innerhalb von Minuten hat sie das Mädchen angeschlossen, auf eine Liege gebettet und mit einem Papiertuch bedeckt. Dann untersucht sie, wie weit der Gebärmuttermund geöffnet ist. Das Mädchen umklammert die Fläschchen in der Hand so fest, dass sich ihre Fingernägel in ihre Handflächen graben.

»Keine Zeit mehr, dich zu betäuben«, sagt Syl in die Öffnung der auseinanderklaffenden Vagina des Mädchens hinein und hastet dann wieder los, um irgendetwas oder irgendjemanden zu holen, vielleicht einen Arzt.

Aber ich kann mich betäuben, denkt das Mädchen, als sie die Spritze in die erste Morphiumflasche sticht. Sie kennt sich aus mit Dilaudid, Nembutal, Chloralhydrat und Opium, das man in Chinatown aus der Wasserpfeife raucht. Sie klopft seitlich gegen die Spritze, damit eventuelle Luftbläschen entweichen, und steckt sie in die Zufuhr ihres Infusionsschlauchs. Als das Mädchen spürt, wie das erste goldene Filigrannetz seine Fühler durch ihren Körper aus-

streckt, hat sie das Gefühl, Glück gehabt zu haben – Glück, weil sie im letzten verfügbaren Bett hier, an ihrer letzten Zufluchtsstätte, liegt.

Syl ist zurück und zieht etwas Nasses unter dem Mädchen hervor. Sie blafft die Putzhilfe an, die plötzlich erschienen ist. Dem Mädchen ist das alles egal. Sie fühlt sich warm und offen, als läge sie in der Sonne. Sie blinzelt ein wenig durch die Hitze und schließt dann wieder die Augen. »Der Arzt kommt gleich«, verspricht Syl. Für das Mädchen klingt alles wie unter Wasser. Vielleicht treibt sie auf dem Rücken im Meer, und ihre Ohren sind unter Wasser. Sie ist sich einer Spannung in ihrem Inneren bewusst und des Bedürfnisses, zu drücken und zu pressen. Und dennoch schwebt der Schmerz über ihr, außerhalb ihres Körpers.

»Nicht pressen, warte auf den Arzt«, befiehlt Syl.

Das Mädchen lacht, weil das Baby schon rausflutscht. Sie stemmt sich hoch auf die Ellbogen und sieht einen mit weißer Schmiere überzogenen Kopf. Der Hals steckt noch in ihr.

»Nicht pressen!«, wiederholt Syl. Als hätte das Mädchen irgendeinen Einfluss darauf. Als hätte sie den Kopf davon abhalten können, seine Augen zu öffnen und den Blick in ihren zu senken. Der Doktor erscheint im blutigen OP-Kittel, doch mit einmal Pressen schlüpft das Baby heraus wie ein Fisch. »Mädchen«, sagt Syl. Doch das weiß die Mutter bereits, weil das Mädchen zu ihr in Gedanken spricht, die niemand anderer hören kann. *Ich bin hier, um dich zu lieben, Miriam*, sagt das Neugeborene. Als sie ihren Namen hört, fängt Miriam an zu weinen. Vorher war Miriam nicht in der Lage, sich mit irgendeiner anderen Person verbunden zu fühlen, nicht einmal wenn ihre Körper vereint waren

und ineinanderschmolzen. Einen Mann in sich zu haben, Bauch an Bauch zu liegen, Schenkel an Schenkel, Stirn an Stirn, ließ sie nur ihre eigene Nichtigkeit spüren. Sie sehnte sich danach, erfüllt zu sein, doch wenn dann jemand in ihr war, wollte sie nur noch flüchten. Jetzt, während sie und ihr Baby getrennt, aber immer noch eins sind, verbunden durch die Nabelschnur, begreift Miriam die Ekstase der Verbundenheit. Ihre Gedanken und die des Babys fließen mühelos durch die Schnur. Miriam stellt sich vor, wie sie, die Augen mit Khol umrandet und in dem blauen Kleid, das ihre Mutter ihr genäht hat, am Meer steht. Sie hebt das Baby zum Himmel wie ein Opfer. Miriam atmet den Schweiß des Kindes ein, seinen süßen Atem, und lauscht seinen Worten. *Wir fliegen zur Glückseligkeit*, sagt sie, und ihr Baby trägt sie hinauf in die Wolken.

Doch ihr Baby wird ihr weggenommen. Der Arzt hat mit seiner Schere die Nabelschnur durchgeschnitten und den weinenden Säugling Syl gegeben, damit sie ihn irgendwohin bringt, um ihn zu wiegen, zu messen und zu säubern.

Miriam zittert so heftig, dass sie befürchtet, von der Liege zu fallen. Sie ist allein, ihr ganzer Körper schmerzt, und ihr ist furchtbar kalt. Sie wünschte, sie hätte eine Decke. Sie versucht, sich wieder zurück zu dem blauen Kleid, dem Meer zu versetzen – aber jetzt sind es nur noch Gedanken. Sie hat immer noch die andere kleine Flasche; eigentlich wollte sie sie aufheben, aber sie kann nicht warten, sie zittert vor Kälte und spürt ihre Lippen nicht. Sie wird sich später über das Später Gedanken machen müssen, sie braucht die kleine Flasche jetzt.

Whbbhhschsch – heiß breitet sich die Flüssigkeit in ihren

Venen aus, und sie hört eine Maschine am Bett eines anderen Patienten piepen. Sie kann mit den Zehen wackeln und die Sonne spüren, so eine Sonne wie auf der Postkarte von der Küste New Jerseys – der, die sie diesem netten Mann geschickt hat, nachdem sie herausgefunden hatte, dass sie von ihm schwanger war. Sie wusste nicht, warum sie das Bedürfnis hatte, nach Süden zu fahren; vielleicht war sie einfach ein verwirrter Vogel, oder es lag daran, dass er hinterher in ihr Haar geweint und sie seinen Schatz genannt hatte. Wie hieß er gleich noch? Irgendetwas mit *J*, wie Jesse oder James oder Jerry. Er hatte sie bei sich wohnen lassen und nicht gefragt, wohin sie ging und wann sie zurückkehren würde. Er hatte ihr Haar gestreichelt und ihr etwas zu essen zubereitet, aus Kartoffelchips und Dosensuppe. Und er hat dieses Baby gemacht. Wie hätte sie ihm erklären sollen, dass Opium besser als Sex ist? Sie sehnte sich nur danach, die weiße Taube des Rauchs unter einem Glas hervor einzusaugen und anschließend einen Schokoladenriegel zu essen. Was sollte sie mit einem Baby anfangen? Sie hatte nie ein Haustier besessen, obwohl sie Schildkröten mag. Sie verliert ständig sich selbst, wie könnte sie jemand anderem Halt geben? Sie spürt jetzt keine Schmerzen, aber sie weiß, dass sie kommen werden, dass dieser Zustand nur eine gewisse Zeit andauern wird und dass sie hinterher schlimmer leiden wird als während der Wehen und es dann keine kleinen Flaschen oder netten Jerrys mehr für sie geben wird.

Miriam weiß, dass ihr Baby hier gut aufgehoben ist. Es wird in eine weiche Decke gewickelt, und die Schwester wäscht es und küsst es auf den Kopf wie in einer Babyshampoo-Werbung.

Miriam denkt an das Kind in *Der rote Ballon*. Es ist der einzige Film, den sie je gesehen hat. Sie trug Kniestrümpfe, aß klebrige Toffees und trank Limonade, wegen der sie durch die Nase rülpfen musste. Völlig egal, dass der Mann, mit dem sie im Kino war, während des besten Teils seine Hand zwischen ihre Beine schob. Ihr ist alles egal, weil es so schön ist, hier zu liegen – nur noch einen Moment länger, mit schweren Gliedern, dahintreibend – eins, zwei, drei, vier, jetzt gehn wir aus der Tür. Fünf, sechs, sieben, acht, jetzt heißt es ganz schnell aufgewacht.

Miriam setzt sich auf und nimmt den Beutel mit der Kochsalzlösung vom Haken. Niemand ist gekommen, niemand beachtet sie. Sie lässt die Nadel der Infusion im Arm stecken und schiebt den Schlauch und den Beutel unter ihr Kleid. Sie sollte sich daran erinnern, irgendetwas zu tun. Was war das noch? Sie wollte etwas schreiben. Sie blickt sich um, findet ihre Handtasche, sucht nach ihrem Bleistift. Sie glättet ein halbwegs sauberes Stück ihres zerknitterten Blatts Papier und schreibt auf, was sie für den vollen Namen des Vaters und seine Adresse hält. Dann nimmt sie ihre Handtasche, überlegt noch einmal kurz und zieht den Halskettenanhänger in Form einer Hand mit einem Auge in der Mitte heraus – er soll jetzt ihr Baby beschützen. Sie legt ihn auf das Blatt neben Jerrys Namen und verlässt die Klinik. Niemandem fällt es auf. Niemandem außer dem Jugendlichen, der auf seinem Mopp lehnt und sie hinaus in die Tageshitze verschwinden sieht.